»Woran denken Sie?«, fragte Simon Blumenthal, der plötzlich neben mir stand und mich anlächelte. Das war eine Frage, auf die man gewöhnlich keine ehrliche Antwort erwartet. Aber ich suchte nicht lange nach billigen Redewendungen.
»An Ihre Enkelin. An Rona.«
»An Rona?« Simon Blumenthal zog die Augenbrauen hoch und kratzte sich hinterm Ohr. Das hatte er wohl nicht erwartet. Er suchte nach einer passenden Erwiderung.
»Tja, es ist manchmal sehr angenehm, in einem fremden Land jemanden zu finden, der die gleiche Sprache spricht.«
»Bisher haben wir nicht viel geredet. Und meistens haben wir uns gestritten«, sagte ich schnell. Simon Blumenthal lächelte in sich hinein.
»Sie machen Urlaub hier. Sie haben sich verliebt, ein kleiner Flirt, der nichts zu bedeuten hat«, stellte er sich plötzlich schützend vor Rona.
»Sie glauben, ein Urlaubsflirt hat nichts zu bedeuten? – Sie haben Recht. Solange es ein Urlaubsflirt bleibt.«
»Wie meinen Sie das?«, fragte er und fingerte in seiner Hemdtasche nach seiner Zigarettenschachtel. Er bot mir eine an. Ich nahm eine Zigarette aus der zerdrückten Schachtel, gab ihm Feuer und zündete dann meine eigene an. Ich nahm einen kräftigen Zug. Seine Zigaretten schmeckten noch schlechter als meine. Ich sollte aufhören – auch damit, Blumenthal zu beichten. Und wenn, dann kurz und knapp im Telegrammstil:
»Ich liebte einmal ein Mädchen. Ich traf sie in Paris. Eine Urlaubsbekanntschaft. Sie war Französin, sie sprach sehr gut Deutsch. – Sie ist gestorben. An Leukämie. Vor drei Monaten.«
»Das tut mir Leid«, sagte Blumenthal und senkte den Kopf, »Sie haben sie sehr geliebt?«
»Ich dachte, ich würde hier Abstand gewinnen. Ich bin in ein Reisebüro gegangen und habe gefragt: Wo gibt es viel zu besichtigen? – Man hat mir Israel empfohlen. – Aber ich kann nicht vergessen.«
»Aber jetzt denken Sie an Rona und nicht an Ihre französische Freundin.«
»Nein, ich meine ja. Sie sind sich so ähnlich und doch . . . « Ich fing an, Unsinn zu reden. Verärgert trat ich meine Zigarette aus und starrte wieder schweigend ins Tal.
»Kommen Sie herein«, sagte Blumenthal und legte mir ganz kurz die Hand auf die Schulter, »ich habe noch eine gute Flasche Rot-

wein. Wir werden es uns gemütlich machen.« Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging er ins Haus. Ich folgte ihm.

Nur das warme Flackern der Kerze und der Glühpunkt von Blumenthals Zigarette leuchteten im nächtlichen Zimmer. Die Stimmen der Gäste raunten ferner und ferner. Die Flasche Rotwein war fast geleert. Nur noch Reste schwammen rubinrot in den Gläsern auf dem Tischchen mit der cremefarbenen Spitzendecke, die Rona so besorgt vor jeder Verschmutzung schützen wollte. Blumenthal wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Vielleicht aus Mitleid? Vielleicht, weil ihm der beißende Rauch der Zigarette ins Auge gekommen war. Ich hatte ihm von Aline erzählt, von der Leichtigkeit meiner Liebe, dem immer flüchtigeren Briefwechsel und der Lähmung, die mich im Holzhaus überfallen hatte, als ich – nichts wissend, ahnend nur – mit Isabelle an ihrem Sterbebett wachte. Ich hatte erzählt vom Ringen mit dem Letzten und dem Ungeheuerlichen ihres sanften Sterbens. Und ich hatte von Isabelles Liebe gesprochen, die nie erlöst worden war.

»Es gibt viel Leid im Leben«, beendete Blumenthal endlich die Stille und geriet ins Bedeutend-Allgemeine, »der Mensch vermehrt es, und mancher quält und mordet, um zu vergessen, dass es nichts Schlimmeres gibt als den Tod.«

»Sie sind der erste Mensch, dem ich von all dem erzähle«, sagte ich.

»Ich kenne diese Scham. Das Leiden prägt uns das Siegel des Schweigens auf.«

»Wahrscheinlich denken Sie, ich übertreibe. Sie sind älter als ich. Und Sie haben viel Schlimmeres erlitten.«

»Das ist keine Frage des Alters. Als ich so jung war wie Sie, haben mir die Nazis das größte Leid angetan. Sie haben fast meine ganze Familie ermordet. – Das ist lang her. Aber der Schmerz bleibt. Er verändert sich. Aber er wird nicht kleiner.«

»Ich möchte Sie um etwas bitten.« sagte ich.

»Um was?«

»Erzählen Sie mir, was Sie in der Nazi-Zeit erlebt haben?«

»Ist das wichtig für Sie?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich und wollte mich schon wieder entschuldigen, wollte aufstehen und fliehen. Aber Blumenthal sagte plötzlich.

»Nun gut. Sie haben mir viel von sich erzählt. Es ist wohl fair, dass auch ich etwas von mir erzähle.« Er wollte jovial klingen und machte aus unserem Gespräch einen gegenseitigen Handel, als ob ihm so das Erzählen leichter fiel. Blumenthal entzündete eine neue Zigarette, tat drei langsame Züge und sponn aus dem Kokon alter Schmerzen in Gedanken den dürren Faden des Erzählens. Und dann begann er mit leiser Stimme der Nacht zu erzählen.

»Der Teil meiner Geschichte, der Sie interessieren dürfte, begann am 9.11.1938 in der Nacht der langen Messer, der *Reichskristallnacht*, als der organisierte Pöbel die Juden jagte und unsere Synagogen anzündete. Willy, mein Freund der Maler, wollte den Brand verhindern, riss einem SA-Mann die Fackel aus der Hand und schrie ihn an: *Seid ihr noch Menschen?!* Da schlugen sie ihn tot. Einfach so. Als sei er ein lästiges Insekt.« Ich merkte, wie Blumenthal mit aller Kraft versuchte, die Bilder, die er durch seine Worte mit frischen Farben überzog, ins graue Vergessen zurück zu drängen. Er drückte die Zigarette aus. Und als wolle er sich vom Todesbild seines Freundes, des Malers Wilhelm Weinberg, befreien, sagte er endlich:
»Wie lange, glauben Sie, werden die Deutschen sich an dieses Ereignis erinnern, wenn auf dem Kalenderblatt ›9. November‹ steht?« Ich drückte ebenfalls die Zigarette aus und blickte schweigend hinaus in die Dunkelheit.

»Ich war verheiratet«, fuhr Blumenthal fort, »Elisabeth, meine Frau wurde schwanger. Seit dem Tage, an dem sie mir sagte, dass ich Vater würde – ein nasskalter Tag im März –, dachte ich nur noch an dieses Kind. Meine Angst um das Ungeborene wuchs von Tag zu Tag. Ich wusste, die Nazis würden uns früher oder später etwas Schreckliches antun, und sie würden auch unser Kind nicht verschonen. Endlich kam mir die rettende Idee, eine teuflische und geniale Idee, eine Idee, die mich noch heute nicht zur Ruhe kommen lässt. Unser Kind musste arisch werden, sagte ich mir, es durfte nicht als Kind jüdischer Eltern geboren werden. Ich beschloss, für mein Kind arische Eltern zu suchen. – David, ein Freund, der Vertreter für Landmaschinen war und viel herumkam, half mir. Er fand Bauern auf dem Land, im Bergischen, die bereit waren, für einen schönen Batzen Geld unser Kind als ihres auszugeben. – Ich weiß noch, wie wir im Winter in Davids Auto über verschneite Feldwege fuhren zu diesem abgelegenen Bauernhof. David vorne am Steuer, ich neben ihm, hinten Elisabeth mit Marie. Marie war gerade zwei Monate alt

und ganz klein und zart. Als wir ankamen, musste Elisabeth das kleine Bündel in einer großen Reisetasche verstecken, damit beim Aussteigen niemand das Kind bemerken konnte. ›Sie wird bestimmt ersticken in der dunklen Tasche‹, sagte sie immer wieder und weinte. Für Elisabeth war es besonders schwer, Marie herzugeben. Sie hatte sie geboren, sie hatte sie gestillt und nun sollte sie sie fortgeben. – Wir fuhren also auf den Hof. Der Bauer und seine Frau standen da und wussten nicht so recht, wie sie uns begrüßen sollten. Wir gingen schnell in die Stube und Elisabeth holte Marie aus der Tasche. Sie hatte nicht geschrien, und sie war auch nicht erstickt. – Der Handel war abgemacht. Alles war gut vorbereitet. Die Bäuerin hatte drei Monate ein Kissen unter der Schürze getragen und den Leuten im Dorf eine Schwangerschaft vorgespielt. Die Dorfhebamme hatte ein paar Hundert Mark für ihr Schweigen verlangt. Wir brauchten sie, denn sie hatte bisher noch jedes Kind in dieser Gegend auf die Welt gebracht. Nun war also der Tag der Geburt gekommen. Der 20. Dezember 1939.« Blumenthal hielt inne und sah mich an.

»Noch heute steht dieses Datum in Maries Pass«, sagte er bitter und fuhr dann an die funkelnde Sternennacht gerichtet fort:

»Ich legte das Geld auf den Tisch. Die Bäuerin hatte ihn vorher richtig abgeschrubbt. Die Hebamme guckte sich das Baby an und sagte: ›Ein ganz süßes Mädchen! Etwas mager, aber das wird sich geben.‹ Elisabeth nahm Marie ein letztes Mal auf den Arm, küsste sie und reichte sie der Bäuerin. Die junge Bäuerin nahm das Baby vorsichtig und unbeholfen auf den Arm. Sie lächelte verschämt, und Elisabeth sagte mir später, dass es dieses Lächeln gewesen sei, das sie beruhigt habe. Es waren gute Leute, die viel riskiert haben. Jeden Monat bekamen sie Geld von uns. Bis wir abgeholt wurden. Wir wurden hin und her transportiert und kamen dann beide nach Auschwitz. Ich konnte malen und malte die SS-Schergen mit ihren Schäferhunden, mit ihren Frauen und Kindern.« Blumenthal wischte sich eine Träne fort und sagte dann tonlos.

»Meine Frau wurde ermordet, in der Gaskammer.« Er schwieg eine Weile. Ich schämte mich zu atmen.

Endlich richtete sich Blumenthal im Stuhl auf und fuhr fort:

»Nach der Befreiung kam ich auf Umwegen durch ein aufgelöstes Land – das auch mal mein Land war – nach Köln zurück. Das Haus, in dem wir gewohnt hatten, war ausgebombt – weg, nur ein Steinhaufen war übrig geblieben. Ich fuhr aufs Land zu

den Bauern. Marie war groß geworden. Sie war ein richtiges arisches Bauernkind. Die Bäuerin hatte noch zwei eigene Kinder bekommen. Der Bauer war nie eingezogen worden. In all den Jahren hatte die Hebamme nichts verraten, und niemand hatte Verdacht geschöpft. Marie war ein glückliches Kind, sie hatte keine Bombennächte erlebt und kein KZ. Sie hat nie hungern müssen. Sie war ja auf dem Land aufgewachsen. Marie hatte alles: ein Heim, eine Kammer, Geschwister, Eltern, gute Eltern, und ein paar Spielsachen. Ich besaß nichts, nur die Kleider am Leib, die aus Sträflingskleidung und Resten deutscher Uniformen zusammengeflickt waren. Alle hatten geglaubt, wir seien alle tot. Und nun war ich wieder aufgetaucht, wie ein Gespenst, wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Die Bauern nahmen mich auf. Ich arbeitete als Knecht bei ihnen. Ich verriet Marie zuerst nicht, wer ich sei. Sie fürchtete sich am Anfang vor mir. Ich sah ja auch aus wie ein wandelnder Toter. Aber ich kam bei den Bauern schnell wieder zu Kräften. Ich überlegte lange, wie es weitergehen sollte. Ich konnte nicht in Deutschland bleiben. Ich wollte nach Israel. Konnte ich da Marie einfach mitnehmen? Als ich mit den Leuten einmal darüber sprach, fing die Bäuerin an zu weinen, denn sie liebte Marie tatsächlich wie ihr eigenes Kind. Ich konnte mich nicht entscheiden. Wer war ich? Ein jüdischer Deutscher? Nein, der war in Auschwitz gestorben. Ein deutscher Jude? Ein Zionist? Ein Bürger des zukünftigen Israel? Schließlich überredete mich jemand von der Jewish Agency, Marie mitzunehmen. Immerhin sei sie Jüdin, und es sei ein Verbrechen, sie als Deutsche aufwachsen zu lassen. – Wenn die Bauern nicht gewollt hätten, dann hätte ich Marie nie mitnehmen können, denn es gab überhaupt keinen Beweis, dass Marie meine Tochter war. Alle Papiere waren ja von den Bauersleuten bei den Behörden ausgefüllt worden. Marie war offiziell ihre Tochter und kein Gericht der Welt hätte mir das Sorgerecht übertragen. Aber sie gaben mir meine Tochter zurück, obwohl Marie bei ihnen bleiben wollte. Sie glaubten wohl, es sei besser für ein Kind, wenigstens einen richtigen Vater zu haben, als falsche Eltern. Vielleicht hatten sie aber auch nur Mitleid mit mir. Ich hatte ja alles verloren. Vielleicht fühlten sie sich auch mitschuldig, obwohl sie keine Nazis waren. Ich weiß es nicht.«

Blumenthal schwieg. Am fernen Hügelrand leuchteten gleichgültig die Lichter Jerusalems. Das Leiden vereinigt, nicht das Erlittene. Der Schmerz, nicht die dunkle Hand, die ihn schlug.

Blumenthal weinte nicht; ich verkroch mich in der Dunkelheit des Zimmers.
»Wie dem auch sei«, schloss Blumenthal, »es wäre besser gewesen, Marie dort zu lassen. Marie wurde nie glücklich hier in Israel, es wurde nie ihr Zuhause. Und seit einigen Jahren lebt sie auch wieder in Deutschland.«
Ich versuchte tausend Gedanken auf einmal zu verdrängen und fragte mit unsicherer Stimme:
»Und Ronas Vater?«
»Er lebt in Haifa, die Ehe Maries stand nie unter einem guten Stern. Sie dauerte fünf schlechte Jahre.«
Blumenthal drückte die Zigarette aus und lehnte sich zurück in den knirschenden Sessel.
»Und wie lebt Ihre Tochter in Deutschland?«, fragte ich weiter.
»Gut, wohlhabend. Sie ist dort glücklich verheiratet, sie trifft oft noch ihre Pflegeeltern und schreibt ab und zu. Und sie kommt jedes Jahr ein- oder zweimal auf Besuch.«
»War Rona schon einmal in Deutschland?«
»Nein, noch nie.«

Wir atmeten schweigend zur Nacht. Waren wir uns nah darin, oder verlor sich jeder in der Welt, die ihm die Erinnerung schuf? War es möglich, dass ein Schmerz ein ganzes Leben ausfüllen konnte? Blumenthal hatte viel verloren. Eine Ehefrau, ein Kind, dem er hätte Vater sein wollen, einen Freund, der Bilder malte. Von anderen Verwandten und Freunden hatte er nicht gesprochen. Ihr Tod stand unausgesprochen da. Man hatte ihn gequält. Und vieles hatte er verschwiegen. Es war ihm unmöglich, sein ganzes Leben, jeden Tag, jede Sekunde, jeden Gedanken, jede Gebärde, jede Tat zu erzählen. Er hatte erzählt, sein Leiden gelichtet, geklärt. Ich konnte es anschauen. Auch ich hatte es getan, als ich ihm von Aline erzählt hatte. Wir blieben beide eingesperrt in einen Leib, der alles erlebt hatte, in dem alles ineinander floss, was unser Erzählen trennte. Die volle Wahrheit war nur in uns, in dem Unergreifbaren, dem Unerfindlichen, dem Ungegründeten, in dem vergessenen Mysterium.

»Sie sehen, nicht nur Sie sind auf der Suche«, sprach es plötzlich aus dem Munde Blumenthals, »Rona wollte euren gemeinsamen Ausflug nach Bethlehem vor mir geheim halten. Warum, weiß ich nicht. Ich bin doch ganz froh, dass sie endlich mit einem Deutschen spricht, denn was ich ihr von Deutschland erzählen kann, das ist doch nur sentimentales Geschwätz oder grauenvolles

Erinnern. Und das Deutschland ihrer Mutter? Hat sich das nicht auch verändert? Ist das nicht auch etwas, was schon lange nicht mehr existiert?« Die Kerze erlosch. So wurden vollendet Himmel und Hölle. Und droben die Sterne sangen uns von unserer Schuld los. Blumenthal sah hinauf und sagte dann:
»Ich wäre froh, wenn sie ihre Mutter besuchen würde, wenn sie wieder zusammen wären. Ich habe schon oft versucht, sie zu überreden, zu ihrer Mutter zu fahren, für ein paar Wochen nur, für ein paar Tage. – Aber sie will nicht.«